

Aus Schwarzenburgs düstersten Tagen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 21

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 · 1911

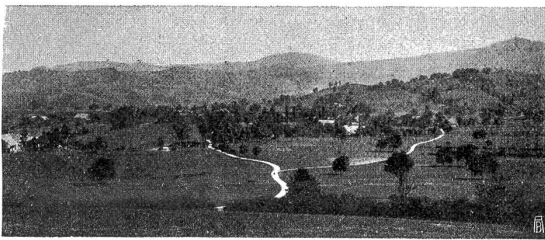
Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

10. Juni

Aus Schwarzenburgs düstersten Tagen.

Dorrede.

Geschichtskundige wissen, daß das heutige Amt Schwarzenburg Jahrhunderte lang eine „Gemeine Vogtei“ der Kantone Freiburg und Bern war. Erst die sogenannte Mediationszeit brachte Bern in alleinigen



Elisried bei Schwarzenburg.

Besitz der Landschaft. — Vor mir liegt ein altes Büchlein: „Die Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg“ von J. J. Jenzer, Sekundarlehrer. Bern 1869. Es ist das Handexemplar jener wackern Bäuerin Elisabeth Leuthold-Wenger, die den Lesern der „Berner Woche“ als die geschätzte Mitarbeiterin Emanuel Friedlis an seinem Bärndütsch-Bande „Guggisberg“ bekannt sein dürfte. Frau Leuthold ist Verfasserin eines historischen Dialekt-Schauspiels, dessen Stoff sie größtenteils aus Jenzers

Heimatkunde und der mündlichen Ueberlieferung geschöpft hat und das in ihrer Heimat mehrere gelungene Aufführungen erlebt hat. Jenzer hat kaum je einen so verständnisvollen Leser gehabt, als Frau Leuthold ihn darstellt. Sie kennt das Buch auswendig. Aber nicht bloß das; sie hat es mit Randbemerkungen versehen, die gewisse Stellen ergänzen und Irrtümer richtig stellen; so S. 54, wo Jenzer von dem bernischen Oberamtmanne Jenzer (1805—1811), einem Landvogt aus der Mediationszeit, erzählt, der „einem Christen Mischler von Schwarzenburg fünf- und zwanzig Stockprügel aufmessen ließ, weil er Sonntags, den 14. Brachmonat 1907 den stolzen Landvogt, der in Begleitung des Amtswreibels zur Kirche ging, nicht durch Hutabziehen grüßte“. Frau Leuthold fügt hier die Bemerkung bei:

„Christen Mischler erhielt unter zwei malen von Landvogt Pfanner 100 Streiche Prügel. Unter Jenzer erhielt ein Veielser, der alt Wähler in der Schönenbuchen, 40 Streiche, auch wegen Unterlassen des „Fitzens“.

Was in den Geschichtsbüchern weniger steht, haben die Herren verheimlicht. Mischler unterließ das Fitzen bei der Dorfkinde; er tat, als hätte er einen Schuh („Zell“!). Er erhielt dann Prügel; trotz großer Schmerzen jauchzte er zum Schloßhof hinaus; dann ließ ihn der Vogt Pfanner wieder fassen und bis auf 100 Streiche geben.“

Doch überlassen wir jetzt der originellen Geschichtsforscherin und Dichterin selbst das Wort.

□ □ An Abesit. □ □

Don Elisabeth Leuthold-Wenger.

Es war ein kalter, sternheller Januarabend des Jahres 1870. In der wohlgeheizten, heimgelichten Wohnstube saßen beim Lampenschein vor dem alten Kreuztisch die Mutter und meine ältere Schwester, hielten die Spinnräder im Schwung und ließen durch die linke Hand das saubere Drom gleiten, während die Rechte geschickt und gleichmäßig die Flachsrifste von der Kugel zupfte. Hinter einem Chuderhölbi, beinahe verborgen, saß ich unten am Tisch. Während die Andern in schnellem Takt Garn zu Mannshemden herstellten, spann ich als junge Lehrtochter Garn zu Hosenzwisch und trieb zum Verarbeiten der sogenannten „Wspunne“ das Rad in langsamerem Tempo. Hinten an der Wand, vor dem Bild des Bundesrates Stämpfli saß der Vater, ein hagerer Sechzigjähriger, und rauchte die Pfeife. Neben ihm in der Ecke hatte der stämmige, bald siebenzigjährige, ledige Onkel Ulrich seinen

Sitz; trotz hohen Alters war die rundliche Stirn von ein paar blonden Krauslocken umrahmt; die klugen, mit einer Brille bewaffneten Augen waren auf das vor ihm liegende Emmen-thalerblatt gerichtet. Auf dem Ofen schlief mein Bruder neben der schnurrenden Kaze und auf dem Ruhbett vor dem weißen mit Franzen verzierten Bettumhang schnarchte der vom strengen Holzen ermüdete Knecht.

Da gab's von der hintern Wand her aus der Schwarzwälderuhr acht Federschläge und bald darauf von der Fensterlaube herab ebensoviele Glockentöne.

Der Vater unterbrach das Schweigen und sagte: „Das Holzig Luubazit ma gli nit meh ga. Mir müesse dä g'schicht Schnäzer, der Sangeremude (Stumm), wa's gmacht het, no as mal la bschide.“